

Christoph Bode

Selbst-Begründungen

Diskursive Konstruktion von Identität
in der britischen Romantik

I: Subjektive Identität

Christoph Bode, Frank Erik Pointner, Christoph Reinfandt (Hg.)

STUDIEN ZUR ENGLISCHEN ROMANTIK

(Neue Folge)

Band 5

Christoph Bode

Selbst-Begründungen

Diskursive Konstruktion von Identität
in der britischen Romantik

I: Subjektive Identität

 Wissenschaftlicher Verlag Trier

Bode, Christoph: Selbst-Begründungen.
Diskursive Konstruktion von Identität in der britischen Romantik.
I: Subjektive Identität / Christoph Bode.-
WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier, 2008
(Studien zur Englischen Romantik, 5)
ISBN 978-3-86821-102-3

Umschlaggestaltung: Brigitta Disseldorf

© WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier, 2008
ISBN 978-3-86821-102-3

Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck oder Vervielfältigung nur mit
ausdrücklicher Genehmigung des Verlags

WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier
Postfach 4005, 54230 Trier
Bergstraße 27, 54295 Trier
Tel. (0651) 41503, Fax 41504
Internet: <http://www.wvttrier.de>
E-Mail: wvt@wvttrier.de

Inhalt

Einleitung	7
I William Wordsworth	21
1. Schreibend sich selbst hervorbringen	21
2. Das gestohlene Boot, Berge von unten und von oben, sowie das egozentrische Erhabene	41
3. Das autobiographische Subjekt als blinder Bettler	64
II Samuel Taylor Coleridge	81
1. "Frost at Midnight"	81
2. Das abgeleitete Ich	96
3. Wie man sein Leben (nicht) erzählt	108
III Byron	117
1. Öffentliche Selbst-Verfertigung	117
2. Wie sich entziehen? <i>Childe Harold III</i>	125
3. Die Wahrheit der Rolle(n): Ende der <i>Pilgrimage</i> , Beginn des <i>Don Juan</i>	132
4. Selbst-Dramatisierungen und die Fiktion des Authentischen: Subjekt und Rollenidentität (<i>Manfred</i> , <i>Cain</i> und <i>Don Juan</i>)	136
IV P. B. Shelley	145
1. 'Ich' – ein Effekt von Sprache?	145
2. <i>A Defence of Poetry</i> – Das Ich und das große Menschheitsgedicht	163
3. Selbstbehauptung durch Zurücknahme: "Mont Blanc", "Ode to the West Wind", <i>Prometheus Unbound</i>	184
4. Die Sinnfrage, vom Ende her gestellt: Der Totentanz des <i>Triumph of Life</i>	191

V John Keats	197
1. Das Höchste: Verschmelzung – das "Pleasure Thermometer" des John Keats	197
2. Was einen Dichter ausmacht: keine Identität zu haben	205
3. Kontinuität in Diskontinuität: Dichtung als Verlaufsprotokoll	210
4. Inkommensurabilität des Augenblicks, Unhintergebarkeit des Glücks: <i>Lamia</i>	223
5. Ausklang	232
VI Charlotte Smith	235
1. <i>Elegiac Sonnets</i> : Wen kümmert's, wer spricht?	235
2. <i>Je est un autre</i>	246
3. Spuren und Bahnen des Subjekts in <i>Beachy Head</i>	251
Bibliographie	261

Einleitung

Die folgende Untersuchung möchte so genau und differenziert wie möglich nachzeichnen, auf welch verschiedene Weisen in der Epoche der britischen Romantik *subjektive Identität* diskursiv konstruiert wurde. Ein Folgeband wird sich der Konstruktion *nationaler Identität* in *Reisetexten* derselben Zeit widmen.

Das gesamte Projekt geht von der Hypothese aus, dass in dieser speziellen Phase der europäischen Neuzeit die Konstruktion von Identität über binäre Oppositionen (wie etwa Ich und Nicht-Ich, das Eigene und das Andere, Frau und Mann als biologisch definierte Opposition, 'Nation' als Ergebnis des Ausschlusses von Alterität, Okzident versus Orient usw.) zunehmend überführt wird in einen Prozess differentiell-diskursiver Konstruktionen von Identität, bei denen die ursprünglich gesetzten Gegensätze dialektisch miteinander ins Spiel gebracht werden und Identität sich eher bestimmen lässt als das vorläufige und instabile Ergebnis einer diskursiven Verhandlung.

Diese neuen diskursiven Praktiken der Identitäts-Konstruktion, die, ähnlich wie Differentialrechnungen in der Mathematik, Differenzen und Veränderungen so relationieren, dass Identität sich bestenfalls in einer *Serie von Instantiationen* einstellt ('Instantiation' soll sowohl das Beispielhafte als auch das Momentane dieser Realisationen bezeichnen), ergeben Identität nicht als Konstante, sondern als *variables* Resultat hochdynamischer Signifikationsprozesse.

In John Keats' *Hyperion* spricht der verzweifelte, den eigenen Untergang erahrende, ja schon verspürende Saturn zu seiner Gattin Thea:

—I am gone
Away from my own bosom: I have left
My strong identity, my real self,
Somewhere between the throne, and where I sit
Here on this spot of earth. Search, Thea, search!
(*Complete Poems* 250, 112-116)

Die Tragödie des obersten Gottes ist offensichtlich: Für Saturn ist Identität etwas, das man *hat*, wie ein *Ding*, das man verlieren, aber auch wiederfinden kann. Ja, Saturn kann sich die Erlangung einer neuen Identität nur als Wiederfinden der alten vorstellen: Er schickt sein Weib, sie zu suchen. Genau diese Vorstellung, dieses Regime, wird in *Hyperion* verabschiedet. Mit dem Niedergang der alten Götter und dem Aufstieg der neuen behandelt Keats in seinem Epos diesen welthistorischen Wechsel – es kündigt sich in Apoll etwas radikal Neues an: Identität *hat* man überhaupt nicht mehr (am allerwenigsten der Dichter!) – sie *ergibt* sich stets aufs Neue in einem Prozess, der Freiheit von Festschreibungen verheißt, wegen seiner prekären Natur aber auch Gefährdungen ganz unbekannter Art miteinschließt, kann doch die Kontinuität jenseits aller Diskontinuität nicht einfach vorausgesetzt werden – sie muss stets neu *hergestellt* werden. Meine Untersuchung bietet Moment-Aufnahmen dieses historischen Übergangs in einer seiner spannendsten Phasen – einer Phase, in der die neuen diskursiven Möglichkeiten erstmals voll ausgemessen werden.

Diese Hypothese wird von drei Prämissen flankiert, die, obwohl sie für sich genommen kaum kontrovers sein dürften, hier explizit gemacht werden sollen. Die erste Prämisse ist, dass diese neuen differentiell-diskursiven Praktiken nicht zufällig in einem entscheidenden Abschnitt der Ausprägung einer voll entwickelten funktional-differenzierten modernen Gesellschaft (Luhmann) auftreten, als deren Merkmal sie möglicherweise sogar gelten dürfen. Gleich, mit welchen Theoremen man den Übergang von der mittelalterlichen zur neuzeitlichen europäischen Gesellschaft erfassen möchte (und "subjektive Identität" im Untertitel dieser Studie dürfte schon hinreichend deutlich machen, dass hier kein Systemtheoretiker schreibt), das Phänomen selbst scheint kaum bestreitbar: Gerade die Flexibilität und *Offenheit* neuer diskursiver Praktiken erlaubt es den verschiedenen sozialen Subsystemen, mit unterschiedlichen, in sich variablen und 'flüssigen' *identity designs* zu operieren und die – systemisch gedacht – kontraproduktive und dysfunktionale Rigidität von Identitäts-Konzepten zu vermeiden, die vorgängig durch substantialistische Parameter oder *inhalts*-definierte Festschreibungen arretiert sind – Festschreibungen, die eher für stratifizierte Gesellschaften wie die mittelalterliche europäische charakteristisch sind.¹

Um einem fruchtlosen Ursache-Folge-Schematismus vorzubeugen: Eine funktional-differenzierte Gesellschaft ermöglicht diese neuen diskursiven Praktiken, und sie *zeigt sich* nicht zuletzt *in ihnen*. Das Moderne an der neuzeitlichen Gesellschaft ist gerade, dass sie *genau so* ist, nicht, dass sie das *zulässt*. Auf das Subjekt gewendet: Die funktionale Ausdifferenzierung lässt das moderne Subjekt überhaupt erst entstehen – sein Auftreten lässt Modernität erkennbar werden. Ob man mit Michel Foucault (*Die Ordnung der Dinge*) meint, Mensch und Subjekt seien um 1800 erfunden worden, oder mit Harold Bloom (*Shakespeare: The Invention of the Human*), William Shakespeare habe das 200 Jahre früher alleine erledigt, oder mit Peter Bürger (*Das Verschwinden des Subjekts*), bei Michel de Montaigne brähe das moderne Subjekt schon durch – wie bei allen Evolutionsgeschichten sind solche Fixierungen absolut neuer Qualitäten ebenso gut begründ- wie bestreitbar. Unstrittig ist aber wohl, dass erst im 18. Jahrhundert ein *Ermöglichungsschub* zu beobachten ist, nach dem sich das neue Paradigma der neuen diskursiven Praktiken *auf breiter Front* durchsetzt – in einem Prozess, der gerade die Schwellenzeit um 1800 so faszinierend macht.

Zum Festhalten: Differentiell-diskursive Praktiken operieren nicht mit fixen Größen, sie operieren mit *Änderungen*, mit, wenn man im mathematischen Bild bleiben will, ständig wechselnden Steigungen. Diese diskursiven Praktiken sind we-

¹ Dieser epochale Wechsel wird noch von konservativen Kulturkritikern wie Charles Taylor registriert, der aber, quasi von einer frühmodernen Position beobachtend, die Freilegung der Quellen des Selbst fordert, eine Rettung des Geistes ("The intention of this work was one of retrieval, an attempt to uncover buried goods through rearticulation—and thereby to make these sources again empower, to bring the air back again into the half-collapsed lungs of the spirit." 520). Gegen die Radikalität des Neuen setzt er den Appell zu einer geistig-moralischen Wende, aus der dann wieder, ist die moralische Vision erst restituiert, ein neues Selbst erstehen soll. Die verschütteten Quellen des Ich sind: "the senses of inwardness, freedom, individuality, and being embedded in nature which are at home in the modern West" (ix). Es bedürfte einer größeren Studie darzulegen, weshalb in jedem dieser Begriffe schon der Keim der Auflösung des Selbst liegt.

sentlich *zeitlich* und operieren mit Δ – wobei Δ als Kürzel für *Veränderungen* steht, die sich in einer Zeitspanne *ereignen*. Diese Abbildung von Temporalität, von Ereignishaftigkeit und *Spanne*, wird später noch eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen.

Die zweite Prämisse ist, dass diese neue Flexibilität der Identität einen hohen Preis hat, und dabei ist noch nicht einmal in erster Linie an die dem Einzelnen gestellte Aufgabe gedacht, diverse Rollen-Identitäten, wie Psychologen und Soziologen das einst nannten, zu vereinen und miteinander zu versöhnen. Es geht um das fundamentalere Problem, dass noch jedem Versuch, das Subjekt diskursiv aus sich selbst zu begründen, eine unabstellbare Paradoxie und Selbstwidersprüchlichkeit innewohnt. Diese Paradoxien der Selbst-Begründung sind nicht eigentümlich für das Subjekt (weshalb auch die Verbannung des Subjekt-Begriffs aus einem Theorie-Gebäude, wie etwa dem Luhmanns, keine Abhilfe schafft – wobei selbstverständlich Luhmann für seine Verabschiedung des Subjekts eine ganz andere Motivation unterstellt werden darf: Er kannte die Vorzüge und die Tücken von Autoreferentialität nur zu gut!), sie gelten vielmehr für alle autoreferentiellen Systeme, einschließlich der abstraktesten: Die Grundlagen eines Systems können nicht widerspruchsfrei aus ihm selbst entwickelt werden (man produziert bei dem Versuch unweigerlich Aporien, infinite Regresse oder Zirkelschlüsse), und sofern das Subjekt (das selbstverständlich kein System ist) aus sich selbst abgeleitet werden soll, unterliegt der Versuch nur der allgemeinen Regel, dass als selbstbezüglich entworfene Konfigurationen zwar *funktionieren* können, aber jenseits ihrer Praxis keine logisch aus ihnen selbst deduzierbare Basis haben. (Der von Manfred Frank beschrittene Weg, Selbstbewusstsein – später auch: Selbstgefühl – als unhintergebar zu setzen, als irreflexiv und irrelational, weil Subjektivität unmittelbar mit sich bekannt sei, beleuchtet das Problem eher, als dass er es löste – die Festschreibung eines Signifikanten, der dem Spiel der übrigen entzogen ist, ist willentliches Anhalten eines Zirkels an einem Punkt, der zur Basis erklärt wird, d.h. voluntaristische Unterbrechung einer Bewegung, weil man weiß, dass sie nur in Paradoxie und Selbstwidersprüchlichkeit enden kann, was aber vermieden werden soll).

Um diese zweite Prämisse, dass nämlich jeglicher Versuch der diskursiven Selbst-Begründung paradoxal und selbstwidersprüchlich ausfallen muss, mit einem Beispiel zu illustrieren: Diskursive Selbst-Begründung muss immer mit einer dezisionistischen Setzung, der Setzung eines Anfangs beginnen – die Einführung eines Unterschieds, der einen Unterschied macht (vgl. dazu allgemein Spencer Brown, *Laws of Form*). Eine solche Setzung kann nichts anderes als kontingent sein, wie schon Aristoteles wusste:

Anfang ist, was selbst nicht notwendig auf ein anderes folgt, aus dem aber ein anderes natürlicherweise wird oder entsteht. Ende umgekehrt ist, was selbst natürlicherweise aus anderem wird oder entsteht, aus Notwendigkeit oder in der Regel, ohne dass aus ihm etwas weiteres mehr entsteht. Mitte endlich, was nach anderem und vor anderem ist.

(*Poetik* 34)

Diskursive Selbst-Konstruktion muss dann darauf setzen, dass das, was aus dieser kontingenten Setzung folgt, wenigstens den *Anschein* einer Notwendigkeit, einer Lo-

gik, einer Folgerichtigkeit hat, die dann schließlich in der Identität des Subjekts des Diskurses mit dem Gegenstand (= Objekt) des Diskurses kulminiert. M.a.W.: Die Illusion dieser Identität zu erzeugen, ist Aufgabe des Diskurses. Idealerweise, nämlich in der Autobiographie, wie Wilhelm Dilthey einst bemerkte, ist dann "der, welcher diesen Lebenslauf versteht, identisch mit dem, der ihn hervorgebracht hat" (198). Nicht nur weil das "ihn" einen problematischen Bezug hat (dazu im ersten Kapitel mehr), kann man die Beziehung auch leicht umkehren und behaupten: Diskursive Konstruktionen von Identität bringen erst hervor, was immer schon (unvermeidlicherweise) vorausgesetzt ist, aber was doch niemals als einfach gegeben oder ganz erreicht vorausgesetzt werden kann – ein Subjekt, das sich selbst völlig erfasst, das also sich selbst dabei beobachtet, wie es sich selbst erfasst. Dass aber das Subjekt sich selbst erst, indem es sich über sich verständigt, als sich-begreifendes im Schreiben hervorbringt, kann angenommen werden, ohne dass man zugleich auch annehmen müsste, dass dieser Prozess jemals ein Ende fände – weshalb man von einer Annäherung reden müsste, wenn sich denn bestimmen ließe, *woran* sich dieses diskursive erzeugte Subjekt eigentlich annähert.

Einiges spricht dafür, dass Autoreferentialität sowohl die Ermöglichungsbedingung von Modernität ist, als auch die Weise, auf die sich die (als autonom vorgestellten, aber doch zumindest strukturell gekoppelten, ko-evolutionär relationierten) Subsysteme der Gesellschaft reproduzieren. Aber Autoreferentialität – und das ist ihr Nachteil – erlaubt keine widerspruchsfreie Selbstbegründung. Dieser Umstand nun, dass der diskursive Ursprung von Identität unvermeidlicherweise kontingent und ihre Konstruktion unabstellbar selbstwidersprüchlich ist, muss in Alltagskommunikation selbstverständlich verdeckt und ausgeblendet werden, weil eine dauernde Offenlegung dieser basalen Paradoxien in fast allen sozialen Subsystemen nicht förderlich, ja nachgerade kontraproduktiv wäre und sämtliche Vorteile der neuen Regel im Nu aufzehren würde. Von jeder transzendenten Verankerung gelöst, sind differentiell-diskursive Konstruktionen von Identität nicht nur kontingent und paradoxie-beladen, sie sind auch insofern besonders prekär und bedroht, weil sie existentiell auf kommunikative Iteration angewiesen sind, von der man aber nicht ohne weiteres ausgehen kann – eine Kommunikation auch, die nicht permanent drohen darf, selbstreflexiv zu werden und abzustürzen. Die Unsicherheit, Gefährdetheit und Instabilität moderner Ich-Entwürfe (die Kehrseite sozusagen ihrer ungemainen und unerhörten Flexibilität und Effizienz) verlangt, dass ihre Fundierung nicht in Frage gestellt oder offengelegt wird, während sie 'in Gang' sind.

Nun gibt es aber, und das ist meine dritte und letzte Prämisse, einen Bereich, in dem die Kontingenz und eigentliche 'Unmöglichkeit' diskursiver Selbst-Begründungen regelrecht vorgeführt werden kann, und das ohne jede Sanktionierung – einen Bereich, in dem die ganze Bandbreite der Möglichkeiten diskursiver Konstruktion von Identität durchgespielt und ausprobiert werden kann, und dieser Bereich ist natürlich genau der des Feldes jener Texte, die davon befreit sind, irgendeine *spezifische* Funktion zu erfüllen: Es handelt sich um *Literatur* im modernen Sinne. Denn nicht alleine durch die Entstehung eines literarischen Marktes zu Beginn des 18. Jahrhunderts (ein Phänomen, das Systemtheoretiker noch einmal dazu bringen sollte, ihr Verständnis von der Autonomie sozialer Subsysteme zu überdenken), auch durch die sie begleitende Ein-